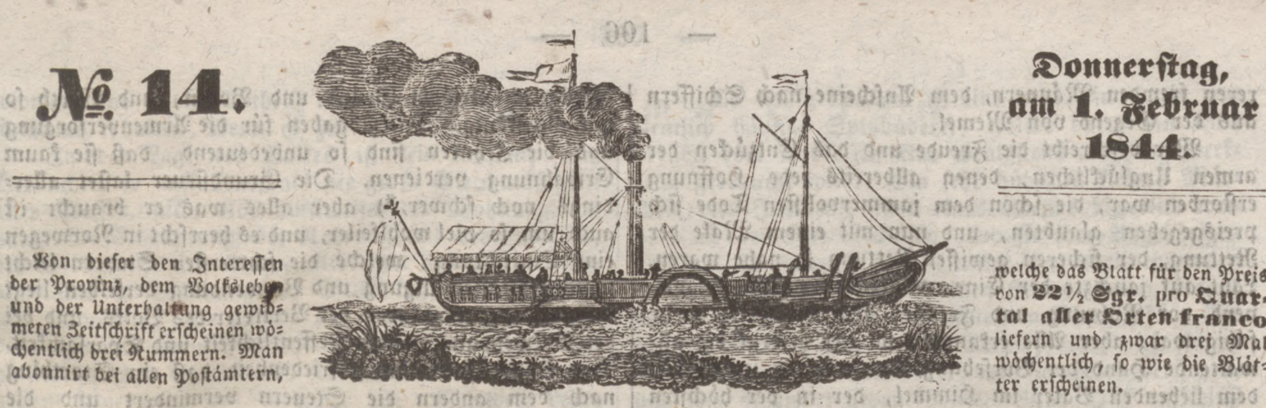
№ 14.

Donnerstag,
am 1. Februar
1844.



Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Ein Sturm auf der Ostsee.

(Fortsetzung.)

Und so waren wieder mehrere Tage vergangen, ohne daß auch nur die kleinste Hoffnung auf eine nahe Erlösung den armen Unglücklichen sich gezeigt hätte. Wohl konnten sie an manchen Tagen, wenn der Nebel nicht zu dicht war, deutlich gewahren, wie am Meeresufer der Menschen viele sich versammelten, und unter den Spaziergängern und Neugierigen erkannten sie auch an der Kleidung und Haltung ihre drei ans Land abgeschickten Gefährten, aber niemals zeigte sich ein rettendes Boot, denn die See wurde fortwährend stürmischer und der Wind blieb ungünstig. Vierzehn Tage waren bereits vergangen, und die schreckliche Lage der Verunglückten war immer dieselbe geblieben. Sie mochten wohl noch nie eine Sylvesternacht so traurig verlebt haben, als gerade diese, und das scheidende Jahr nahm auch ihre letzten Hoffnungen mit in's Grab, denn allmählig glaubten sie sich nun gänzlich verlassen und unrettbar verloren. Wie viel des edelsten Weines wurde nicht vielleicht in dieser Neujahrsnacht allenthalben nutzlos vergeudet, während hier die Unglücklichen vergebens nach einem Trunke klaren Wassers schmachteten, und statt der frohen Beglückwünschungen zum neuen Jahre sich nur stumm und traurig die Hände drückten, als wollten sie sagen: bald ist es aus, wir haben hier auf Erden keinen frohen Tag mehr zu erwarten. — Und in der That, sie schienen auch schon Bilder des Todes zu sein, so eingefallen und bleich waren ihre Wangen, so matt und tiefliegend ihre Augen, und die Füße hatten kaum mehr Kraft genug, den siechen, lebensmüden Körper zu stützen und zu tragen.

Seit einigen Tagen hatten sie ihre Gefährten nicht mehr am Ufer bemerkt, es war auch wohl zu neblicht gewesen, um die fernen Gegenstände genauer unterscheiden zu können; und der erste Januar und der zweite Januar gingen vorüber wie die Tage vorher, die Jahreszeit wurde immer ungünstiger, die See stürmischer, und die Hoffnung auf eine alsbaldige Hülfe wurde den Aermsten immer kleiner.

Am Morgen des dritten Januars stand Domansky in seinen Pelz eingehüllt oben auf dem Verdeck, mit dem Rücken an das Nachthaus gelehnt, und schaute über die wildbewegten Wellen wehmüthigen Blickes hinaus in den weiten, unermeßlichen Luftraum, als mit einem Male sein scharfes Auge am äußersten Gesichtskreise eine Flagge zu gewahren glaubte. Immer deutlicher konnte er es unterscheiden, jetzt tauchten auch Segel schon empor, es war ein Schiff, — schnell und freudig rief er seine Leute herbei — näher und immer näher kam es heran, — jetzt konnte man sich schon gegenseitig zurufen, — jetzt erkannte man schon die Mannschaften, die es an Bord hatte; — es war Domansky's Bruder aus Danzig mit dem Steuermann, dem Zimmermann und dem Jungmann Joseph Klebba, nebst meh-

reren fremden Männern, dem Anscheine nach Schiffern aus der Gegend von Memel.

Wer beschreibt die Freude und das Entzücken der armen Unglücklichen, denen allbereits jede Hoffnung erstorben war, die schon dem jammervollsten Tode sich preisgegeben glaubten, und nun mit einem Male der Rettung, der sicheren gewissen Rettung so nahe waren. Laut auf jauchzte der Eine, während der Andere, weinend vor Rührung und Freude, keines Wortes mehr fähig war; aber Alle erkannten sie tief bewegt die allwaltende Hand der Vorsehung, und dankten im Stillen dem liebenden Vater im Himmel, der in der höchsten Noth ihnen Rettung und Hülfe gesandt hatte.

Bald waren Wasser und Lebensmittel nach dem gefährdeten Schiffe herübergebracht, und auch Domansky's Bruder folgte jetzt mit den drei wiederkehrenden Kameraden, und des freudigen Hin- und Herredens, Fragens und Händedrückens wurde fast kein Ende, denn selbst die Kranken hatten sich aufgerafft und waren auf das Verdeck gewankt, um die vielwillkommenen Erretter auf das herzlichste zu begrüßen. — Aber die beiden Brüder Domansky hielten lange sich umschlossen in heiliger Rührung, bevor sie der Rede wieder fähig waren, dann endlich sprach Julius zuerst:

„Sag' Bruder, wie geht es dem Vater, wie meiner Frau? Du glaubst nicht welche Angst mich manchmal befallen hat, wenn ich ihrer gedachte in meiner hülflosen Lage!“ —

„Julius,“ erwiederte hierauf der Bruder, „eine doppelte Botschaft habe ich Dir zu bringen, Freude und Leid, sei ein Mann; — unser Vater ist nicht mehr, der himmlische Vater hat ihn zu sich genommen, daß er den Lohn empfange für das Gute, so er auf Erden gestiftet, und noch sterbend hat er Deiner gedacht in herzinniger Liebe. Tröste Dich, der Gute stand ja lange schon am Ziele seiner irdischen Laufbahn, gönne ihm die Ruhe nach einem so mühevollen Leben. Siehe, der liebe Gott hat es gut gemeint mit Dir, und für den herben Schmerz auch sogleich lindernden Balsam gegeben, denn Deine Frau hat Dir einen Sohn geboren, und beide, Mutter und Kind, befinden sich wohl, erstere aber erwartet Deine Ankunft mit Sehnsucht.“

Julius wollte antworten, aber Thränen erstickten seine Stimme, und lange lag er so an dem treuen Bruderherzen, und es war als ob der Geist des hingeschiedenen Vaters sie umschwebe, so feierlich ergriffen fühlten sich Beide in dieser heiligen Stunde des Wiedersehns.

(Schluß folgt.)

Der norwegische Bauer.

Nach dem Englischen des Samuel Laing von W. Lindau.

Giebt es eine glückliche Volksklasse in Europa, so ist es der norwegische Bauer. Er ist gleichsam der König auf seinem Grund und Boden, und Wirth so gut als König. Die Abgaben für die Armenversorgung und die Zehnten sind so unbedeutend, daß sie kaum Erwähnung verdienen. Die Grundsteuer lastet allerdings noch schwer,*) aber alles was er braucht ist auch um so viel wohlfeiler, und es herrscht in Norwegen eine Einrichtung, welche die schwersten Steuern leicht macht; die Bewilligung und Verwendung derselben liegt nämlich in den Händen der Vertreter des Volks, und bei der Verwendung walten Oeffentlichkeit und Sparsamkeit. Der Bauer sieht mit Zufriedenheit, daß ein Storthing nach dem andern die Steuern vermindert und die Staatsschuld tilgt. Er wohnt gut, hat Ueberfluß an Feuerung und im Allgemeinen so viel Land, daß er zwar auch selber arbeiten muß, aber doch gegen Mangel oder Entbehrung gesichert ist, wenn Krankheit oder Alter ihn zur Arbeit unfähig macht. Es steht keine Volksklasse über ihm, und es giebt Niemand, der auf ihn herabsehen darf, oder zu welchem er oder seine Familie hinaufblicken könnte, sei es um Zwecke eines falschen Ehrgeizes zu erreichen, oder aus Eitelkeit Nachahmer zu werden. Er hat eine größere Mannichfaltigkeit von Lebensmitteln, als dieselbe Volksklasse in andern Ländern, da außer dem Ertrage seines Gutes, den er meist selber verzehrt, das Gebirge, die Seen und Flüsse, wie auch die Buchten ihm Wildpret, Fische und andere Bedürfnisse zur Genüge liefern. Auch hat er mannichfache Arbeit, was vielleicht zu den größten Annehmlichkeiten der arbeitenden Volksklasse gehört, denn Abwechslung ist Erholung. Seine entlegene Sommerweide, das Holzfällen im Walde, die Theilnahme an der Fischerei im benachbarten Flusse oder See, verschaffen ihm jene Feierstundenarbeit, die ihm Erquickung gewährt. Seine Winterarbeit ist von gleicher Art, da von beständiger Feldarbeit nicht die Rede sein kann. Er hat im Winter seine landwirthschaftlichen Werkzeuge, seine Hausgeräthe und die Bekleidung für seine Familie zu machen, sein Getreide zu dreschen, sein Vieh zu warten, seinen Kartoffelbranntwein zu brennen, Bier zu brauen, und auf die Jahrmärkte oder auf Besuch zu fahren. Die schwerste Arbeit ist die Fortschaffung des Holzes aus dem Walde und des Sumpfheues aus dem Gebirge. Er hat keine Bekümmernisse für seine Familie, weil er weiß, in welcher Lage sie nach seinem Tode sein wird. Er weiß, daß seine Frau ihm im Besitze des Gutes folgt, und so lange sie unverheirathet bleibt, sein Tod keinen andern Unterschied macht, als daß eine Person weniger in der Familie ist. Nach ihrem Tode oder nach ihrer Wiederverheirathung hat jedes seiner Kinder einen Anspruch auf einen Theil des Gutes, und er macht daher nach dem Verhältnisse ihrer Anzahl seine Anordnungen, damit sie entweder beisammen auf dem Gute leben wie vorher, oder es theilen, oder sich einem andern Berufe

*) Zu der Zeit wo Laing in Norwegen war; später wurde sie aufgehoben.

widmen und ihren Antheil von dem Werthe des Besitzthums erhalten, wenn es zur Theilung kommt.

In der Lage des Volkes ist kein Umstand dem Beobachter so auffallend, als die große Gleichmäßigkeit aller Klassen, nicht blos hinsichtlich der Wohnung, der häuslichen Einrichtung, der Nahrung und des Genusses, der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens, sondern auch in Beziehung auf Sittlichkeit, Gewohnheiten und Charakter; alle nähern sich weit mehr als in andern Ländern einem gemeinschaftlichen Maaßstabe, der hinsichtlich des Charakters, der Sitten und Gewohnheiten keineswegs ein niedriger ist. Gebildete Leute sind hier, wie es scheint, den Gebildeten in England verwandter, aber die untern Volksklassen scheinen sich den höhern mehr als in andern Ländern zu nähern. Dies ist wahrscheinlich eine Folge der Verbreitung des Eigenthums, das beständig durch alle Klassen der Gesellschaft geht, und bis in die untern Schichten auf den Charakter, die Gesittung, die Selbsterhaltung, den moralischen Zwang und die geistige Unabhängigkeit seinen bildenden Einfluß äußert, auch jenes freundliche Benehmen im häuslichen Verkehr, selbst unter den geringsten Volksklassen herbeiführt, das man in andern Ländern nur unter wohlhabenden Leuten findet. Der Grund scheint darin zu liegen, daß, bei der Vertheilung und allgemeinen Verbreitung des Eigenthums und der allgemein herrschenden Einfachheit der Lebensweise, ein größerer Theil des Volkes in guten Umständen ist, als in andern Ländern. Alle haben die Ansichten, die Gewohnheiten und den Charakter von Leuten, die ein unabhängiges Eigenthum besitzen, auf welchem sie leben, ohne an die Vermehrung desselben zu denken, und frei sind von der unruhigen Sorge, Geld zu gewinnen oder zu verlieren.

Miscellen.

— Eine Urkunde vom Jahre 1605 enthält eine „zärtliche Versicherung" Rudolphens, Grafen von Sulz und Landvoigts zu Hagenau, daß er seine Gemahlin Agatha, verwittwete Gräfin von Hanau, „bei ihrer Religion lassen wolle." Die Versicherung lautet buchstäblich: „Ich Rudolph, Grave zu Sulz, versprich bei meiner grävlichen Ehr, oder der T—l hohl mich, daß ich meine künftige Gemahlin bei der Religion pleiben lassen, auch am wenigsten zum Abfall keinen Anlaß geben will. Ich hab droben zwei Bibeln, hat sie nicht genug dran, so will ich ihr noch zwei geben, sie lese nur dapfer und fleißig drin. Zudem nehm ich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich pleib bei meiner Religion, drinne ich von Jugend auferzogen bin. Will sie nicht in Himmel, so fahr sie in die Höll. So denn Kinder sollten anfallen, so wird die Zeit mit sich bringen, in welcher Religion sie sollen auferzogen werden. Rudolph Grave von Sulz 2c. 2c."

— Le vol à l'enfant ist eine neue, in Paris jetzt ziemlich häufige Spitzbüberei, welche durch ein Kind verübt, oder wobei ein Kind wenigstens als Hauptwerkzeug gebraucht wird. Ein sehr hübsches kleines Mädchen, vier Jahr alt, stand eines Abends bitterlich weinend in der Rue Richelieu, wo sie ihre Angehörigen verloren zu haben schien. Unter den theilnehmenden Personen, welche bei der Kleinen stehen blieben, befand sich auch die berühmte Schauspielerin Mad. D**. Sie richtete viele Fragen an die Kleine; aber diese schien so außer sich vor Schmerz, daß sie nichts verstehen, und keine Antwort geben konnte. Mad. D** entschloß sich, das sehr anständig gekleidete Kind mit nach Hause zu nehmen, und dann die nöthigen Nachforschungen zur Auffindung der Eltern oder sonstigen Verwandten anzustellen. Sie stieg also mit ihrem Schützlinge in einen Fiaker und fuhr nach Hause. Das Kind, welches sich unterdessen etwas beruhigt hatte, sagte, es sei erst am Abend zuvor in Paris angekommen, und sei nicht im Stande, seine Wohnung anzugeben, da es in dem Augenblicke, wo es aus dem Wagen gestiegen, im Getümmel von seiner Amme getrennt worden sei. Mad. D** interessirte sich lebhaft für die allerliebste Kleine; sie ließ alle ihre kindischen Wünsche sogleich befriedigen, und Abends wurde dem Kinde ein Bett in dem Schlafzimmer der Schauspielerin aufgeschlagen. Die Kleine schien zur großen Freude der Mad. D**, welcher die allzugroße Aufgeregtheit derselben Anfangs einige Besorgniß eingeflößt hatte, sogleich einzuschlafen. Die Nacht verging ganz ruhig; aber wie groß war am andern Morgen das Erstaunen der Mad. D**, als sie das Bett des Kindes leer fand! Sie steht auf, ruft ihr Stubenmädchen, läßt den Hausmeister kommen; Niemand hat das Kind gesehn. Ein offener Sekretär löste bald das ganze Räthsel: ein werthvoller Brillantschmuck war nebst einer Rolle Napoleonsd'or und einigen Banknoten verschwunden. Zur Entdeckung der schlauen kleinen Diebin wurden sogleich die geeigneten Schritte gethan, welche jedoch bis jetzt erfolglos geblieben sind.

— In einem selbstverfertigten Testamente eines Landedelmanns fand sich folgende Stelle: „Mein ehrlicher Schulmeister bekommt 20 fl. für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt. Er macht zu viele Schnörkel dazwischen, und die sind mir fatal zu hören."

An Adele.

Du zürnst, daß ich für's Spottgedicht
Stets unschuldvolle Mädchen wähle?
Verzeih das Alte mir Adele,
Denn dies Mal thu ich's sicher nicht.

Reise um die Welt.

*** Beim Schlittschuhlaufen auf dem Werthner-See nächst Klagenfurth, verunglückten neulich drei Personen, aus den ersten und angesehensten Familien dieser Stadt. Der junge Baron St—k nämlich führte im Sessel die jungen Damen: das Fräulein von Mo—u und die Baronesse v. H—t, verlor vermuthlich die Richtungslinie der Bahn, und stürzte jählings in eine von den großen Oeffnungen. Die beiden jungen Damen gehörten zu den ersten Schönheiten von Klagenfurt, und waren erst 18 und 20 Jahre alt, der Baron ebenfalls noch ein sehr junger Mann.

*** Vor einiger Zeit kam ein Mann mit einem großen Vorrath Wand- und Stockuhren von Paris nach Straßburg, und eröffnete einen Laden, stellte aber so hohe Preise, daß Niemand ihm etwas abkaufen konnte. Bald darauf kam ihm ein Gläubiger nachgereist, der ihn verhaften, sein Lager aber gerichtlich versteigern ließ. Die Sache hatte Aufsehen erregt, und es strömte deshalb eine Masse Kauflustiger herbei, so daß die Uhren zu ungewöhnlich hohen Preisen Absatz fanden. Nachdem die Rechnung geschlossen war, ließ der Gläubiger seinen Schuldner frei, und Beide reisten nun einträchtig weiter. Die Beschlagnahme und Versteigerung war nämlich nichts als ein Kniff gewesen, um den guten Straßburgern schlechte Uhren um theures Geld aufzubinden.

*** Man meldet aus Carlshaven ein höchst betrübendes Ereigniß. Ein verarmter Fuhrmann — dessen Frau im verwichenen Frühjahr gestorben und ihm vier Kinder hinterlassen hatte — war in den Wald gegangen, um sich Holz zu holen. Ein Mädchen, die sein ärmliches Hauswesen führte, ging ihm entgegen, um das Holz tragen zu helfen. Vor ihrem Weggehen hatte sie die vier Kinder in der Stube des Hinterhauses, welches sie bewohnten, eingeschlossen und in den Ofen tüchtig eingeheizt, da um diesen etwas Wollenzeug zum Trocknen hing. Bei seiner Nachhausekunft fand der unglückliche Vater seine vier Kinder todt am Boden liegen. Das Wollenzeug war in Brand gerathen und hatte einen solchen Qualm verbreitet, daß die vier eingeschlossenen Kinder erstickt waren. Die Wiederbelebungsversuche zweier Aerzte waren ohne Erfolg.

*** In der Schweiz liegt im Kanton Bünden das Dorf Felsberg am südlichen Fuße des Berges Kalanda. Dasselbe zählt etwa 450 Einwohner und gehört zum Hochgericht Rhäzüns im Grauenbund. Schon seit einer Reihe von Jahren bedrohen die überhängenden Felsmassen des Kalanda das Dorf mit Tod und Vernichtung. In neuerer Zeit haben sich aber die Felsmassen so losgelöst und sind solche Anzeichen eines nahenden Sturzes eingetreten, daß man täglich das Schlimmste besorgen muß. Die Einwohner haben sich daher entschlossen, aus ihrem heimathlichen Dorfe auszuziehen und anderwärts einen neuen Heerd zu suchen. Mit menschenfreundlicher Liebe ist ihnen die Obrigkeit von Chur entgegengekommen und hat den Unglücklichen das Bürgerrecht und den Bauplatz zu hundert Wohnungen an der Straße zwischen Plankis und Emstergebiet angeboten.

*** Herr Thiers kündigt seinen Freunden an, daß er seine „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" beendet habe. Er will indeß das Manuscript seinem Verleger erst in einigen Monaten einhändigen, weil er die ganze Arbeit vorher noch einmal durchsehen will. Man weiß, daß der Buchhändler Paulin der Verleger ist, das Werk bildet 10 Bände. Im Augenblick der Einhändigung des vollständigen Manuscripts werden Hrn. Thiers 500,000 Frs. ausgezahlt werden. Dieses Kapital werden 3 bis 4 Personen, worunter man den Banquier Cerfbeer nennt, hergeben; außer dieser Summe hat der Verleger noch die Kosten für die Werke, Karten, Dokumente u. dgl. zu tragen, die Hr. Thiers nöthig hatte; diese Kosten belaufen sich auf nicht weniger als 20,000 Frs.

*** Der Magd. Zeitung schreibt man aus Berlin: Wie weit hier die Theaterwuth geht, kann man aus einer Bekanntmachung der Intendanz sehen, welche sich wegen der vielen Nachfragen und Bestellungen zu der ersten Vorstellung im neuen Opernhause genöthigt sieht, zu erklären, daß sie jetzt auf dergleichen noch nicht eingehen könne. Wenn man bedenkt, daß die Eröffnung der Oper erst zum 15. October 1844 bevorsteht, so möchte man wirklich an den Berlinern verzweifeln.

*** Die spanische Regierung traut ihren getreuen Truppen ein solches Feuer des Muthes zu, daß sie ein Bataillon vom Belagerungs-Corps vor Figueras den Winterfeldzug bis daher in Sommerbeinkleidern machen ließ. Die Patrioten in Barcelona wandelte ein Frösteln an, als sie die Leute so einziehen sahen.

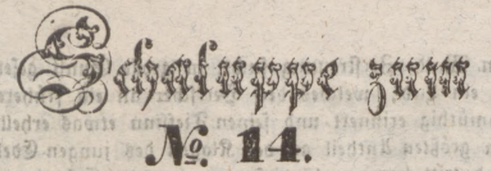
*** Das Missionswesen in England wird jetzt so großartig betrieben, daß sogar der Baptisten-Missionsverein bei Liverpool auf eigene Kosten ein Dampfschiff hat bauen lassen, um sieben Missionaire nach den Inseln, Küstenpunkten und Flußufern von Westafrika bringen zu lassen.

*** Der Mechaniker Grabmeier zu Moosburg in Oberbaiern hat eine Maschine erfunden, die runde Kettenglieder von jeder Stärke macht. Sie leistet so viel wie dreißig Arbeiter, ist einfach und nicht kostspielig.

*** Die Dresdener Polizei hat der, in vielen Blättern bereits besprochenen Somnambule Klunger jedes fernere Wunder bei 5 Rthlr. Strafe verboten. Gleich am ersten Tage sollen 10 Rthlr. als Opfer gefallen sein.

*** Ein Pariser Schuhmacher will eine Maschine erfunden haben, mit der man in einem Tage 40 bis 50 Paar Stiefeln oder Schuhe anfertigen kann.

Hierzu Schaluppe.




Dampfboot.

№. 14. **Am 1. Februar 1844.**

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Ein Sommernachtstraum.

Der Shakespearesche Sommernachtstraum, als theatralische Darstellung betrachtet, ist bekanntlich von seinem Scheintode wieder erwacht, und mit königlichen Ehren überhäuft worden. Durch die deutschen Gauen zieht er nun, ein neugeborener, ätherischer Jüngling, geleitet von einem würdigen, greisen Sänger, von unserem Ludwig Tieck, und schaut fröhlichen Muthes und offenen Auges in die neue Welt hinein, die ihm nun fast so seltsam und fremdartig erscheint, daß er nahe daran ist das Heimweh zu bekommen, und es auch schon vielleicht bekommen hätte, wenn nicht Mendelssohns liebliche Zaubertöne sich mit ihm verschmolzen und verwebt, und so seine alten, seligen Kinderträume mit der unbeständigen, rasch vorwärts eilenden Neuzeit in eine schöne, harmonische Verbindung gebracht hätten.

Aber so fremd unsere Zeit ihm geworden, ebenso fremd wurde auch er unserer Zeit, und es scheint uns daher nöthig, da er schon auf der Eisenbahn von Berlin aus über Stettin hier eingetroffen ist, daß wir ihn in seiner alten Gestalt, so wie auch in seiner neuen, verjüngten erst etwas näher kennen lernen, um uns sodann bei seinem demnächstigen Erscheinen auf der Schaubühne besser mit ihm befreunden zu können.

Vorerst gehen wir zurück zu seiner Geburt und finden, daß er im Jahre 1594 zum ersten Male in London aufgeführt wurde, über welche Aufführung uns der bekannte Hofschauspieler Louis Schneider in Berlin, in einem besonderen kleinen Werkchen, unter Anderem auch Folgendes mittheilt:

Es ist bald 2 Uhr Nachmittags. Ueber die dicht mit Häusern bebaute London-Brücke sprengen Reiter, und werden Damen in Sänften getragen, welche mit den unter einer Decke versteckten Trägern einem kostbar aufgeschirrten Pferde gleichen. Auf der Themse rudern kleine Kähne und größere Barken von Westminster und von der City her nach der andern Seite des Flusses, wo ihnen über den Häusern die rothe Fahne des Globus-Theater entgegenweht. Die Straßen, die auf der Bankside zum Theater führen, sind nicht gepflastert, aber im Sommer doch nicht unwegsam. Lärmend durchziehen Gruppen von Handlungsdienern und Gesellen die Zugänge zu den beliebten Vergnügungsörtern, denn der übergroß geschriebene Zettel, auf dem rothe, blaue, grüne und schwarze Buchstaben abwechseln, verspricht für heute ein neues Stück des Schauspielers, William Shakespeare: „A Midsummernights dream,“ mit neuen Anzügen, Trompetenstößen und Versen. Vor der Eingangsthür für das Publikum drängen sich Schiffer, Matrosen, Krämer, Handwerksgesellen, denn die Thür ist so eng, daß höchstens zwei neben einander hindurch können. Ausrufer schreien Pamphlete und neue Bücher aus. Tabackshändler verkaufen irdene holländische Pfeifen mit Taback gefüllt, um während der Vorstellung im yard zu rauchen.

Auf der andern Seite des Globus steigen junge Edelleute von ihren Pferden, die sie herbeieilenden Knaben zu halten geben. Sie machen die Mode mit und nehmen das Vorrecht der Reichen in Anspruch, durch den tiring room zu gehen, um auf der Bühne zu sitzen. Ein Page, oder Laquai, folgt Jedem: er trägt den Degen, den Mantel, auch wohl die kleine Tabackspfeife seines Herrn, ruft nach einem Schemel, der besonders bezahlt wird, und den er für seinen Herrn vor die Musiker auf die Bühne setzt. Man begrüßt sich gegenseitig, spricht auch wohl im tiring room mit den sich ankleidenden Schauspielern, durch deren Plätze der Eingang führt. Die Bühne ist heute mit Matten bedeckt. Am Balkon befestigt ein Schauspieler die Inschrift: „Athen. Ein Zimmer im Palaste des Theseus,“ und Knaben stellen thronartige Sessel für Theseus und Hyppolita auf die Scene. Während der Zuschauerraum hell vom Tageslicht beleuchtet ist, bleibt die gedeckte Bühne durch den zugezogenen Vorhang noch im Halbdunkel. Die jungen Edelleute suchen sich durch Gespräch, Gelächter und Rauchen zu unterhalten. Vom Parterre aus wird ihnen Ruhe geboten, denn zwischen den understanders und den „Herren von der halben Krone“ besteht offener Krieg. Von oben verlacht man das Geschrei des Parterres, öffnet auch wohl den Vorhang und verhöhnt die Schimpfenden. Es kommt zu Würfen, wie es schon oft zu Schlägen gekommen ist, ja Mord ist, namentlich nach beendeter Vorstellung, wenn die Erzürnten sich erreichen können, nichts Seltenes.

Endlich kündigen drei Trompetenstöße den Beginn der Vorstellung an: der Vorhang wird auf beiden Seiten zurückgezogen, und das vom Yard sich verbreitende Tageslicht erhellt die Bühne. An den Seiten bleibt so viel vom Vorhange übrig, daß die beiden Orchester, wenn man eine Bank mit wenigen Musikern so nennen will, den Underlings verdeckt bleiben. Einen Prolog giebt es diesmal nicht, sonst würde er in seinem gewöhnlichen unabänderlichen schwarzen Sammtmantel erschienen sein. (Fortsetzung folgt.)

Theater.

Am 29. Januar. Zum ersten Male: Des Teufels Antheil. Komische Oper in 3 Akten, nach dem Französischen des Scribe. Musik von Auber.

Man muß sich wirklich wundern, wo Scribe die Zeit hernimmt, neben der Masse von andern Theaterstücken, welche seiner Feder entfließen, auch noch fast alle Pariser Opern-Komponisten mit Libretto's zu versorgen. Denn welche französische Oper, die auch in Deutschland die Runde macht, trägt nicht die berühmte Firma: Scribe an der Stirne? Es muß doch ein gutes Geschäft für den Theaterdichter in Paris sein, sich mit einem der vielgepriesenen Komponisten des Tages zu einer Oper zu vereinigen. Sicher ein Handwerk mit güldenem Boden. Namentlich scheint sich Scribe den fleißigen Auber zum Liebling erkoren zu haben, denn jede der neueren Gallopaden-Opern des Letzteren verdankt dem Ersteren ihr Dasein. So die „Krondiamanten", „der Herzog von Olonna" und auch die gegenwärtig zu besprechende: „Des Teufels Antheil." Ob wohl Dichter und Komponist bei dieser Oper einen ähnlichen Vertrag geschlossen haben mögen, wie Rafael d'Estuniga mit dem niedlichen Teufel Carlo Broschi? Ob wohl auch jeder von Beiden seine Hälfte in Anspruch genommen hat? Gold? — je nun, das lasse ich gelten, aber Ruhm? — In diesem Punkt scheint mir der Teufel diesmal überlegen; der Komponist schreit vergebens nach seiner Hälfte, seine Schaale fliegt flaumenleicht in die Höhe, emporgeschnellt durch das Gewicht der Schaale des Dichters, oder, um das Bild festzuhalten, des Teufels, der den Vertrag nicht gehalten hat und seinen Bundesgenossen höchstens mit einem Viertel am Antheil des Ruhmes abspeist.

Man muß es Scribe lassen, daß er unerschöpflich ist in Erfindung interessanter Scenen und pikanter Situationen, die den Zuschauer spannen und ergötzen, und welche durch den Reiz eines leicht hingeworfenen, gefälligen, witzigen und pikanten Dialogs so mundrecht gemacht werden, daß man das Gewebe der Unwahrscheinlichkeiten und Ungereimtheiten, an dem es in der Regel nie mangelt, mit in den Kauf nimmt und sich an dem heiteren, blendenden Ganzen bestens amüsirt. In dieser Hinsicht verdient auch das Libretto zu „des Teufels Antheil" rühmend hervorgehoben zu werden, da es, abgesehen von der zu großen Gedehntheit des ersten Aktes, höchst unterhaltend ist und das Interesse und die Spannung bis zum Schlusse festhält und steigert. Carlo Broschi, ein armer Jüngling, ist der Hauptheld der Oper. Durch Zufall kommt er dahin, die Rolle des Teufels zu spielen, welchen Rafael d'Estuniga, ein unbemittelter spanischer Edelmann, der von der Königin vergebens eine Fähnrichsstelle erfleht hatte, als letzte Zuflucht, als letztes Mittel, um zu Reichtum und Ehrenstellen zu gelangen, anruft. Carlo, der hinter einem Baume von ungefähr das Geständniß von Rafaels Liebe zu Casilda, Broschi's Schwester, vernommen, und kurz vorher sich beim Könige, welcher in düsterer Melancholie befangen, mit der Königin, seiner Gemahlin, im Walde Zerstreuung sucht, in große Gunst gesetzt hat durch ein Lied, welches den Herrscher an ein früheres Glück wehmüthig erinnert und seinen Tiefsinn etwas erhellt, nimmt den größten Antheil an den Klagen des jungen Edelmanns, und tritt hervor, als dieser vergebens der Erscheinung des feierlich herbeigerufenen Teufels entgegensieht. Carlo giebt sich für den ersehnten Asmodeus aus, in der Hoffnung, da er zu des Königs Zerstreuung durch Saitenspiel und Gesang von der Königin an den Hof beschieden ist, dem verzweifelnden Jünglinge durch diese Gunst des Zufalls helfen zu können. Rafael schließt mit dem improvisirten Satan einen Vertrag, wobei Letzterer gutmüthig genug ist (was doch sonst eben nicht des Teufels Sache), sich von Jenem die Vorschläge machen zu lassen. Sie kommen überein, daß des Teufels Antheil von allem durch diesen Gewonnenen die Hälfte sein soll. Carlo geht an den Hof, steigt immer mehr in der Gunst des Königs und der Königin, und gewinnt so großen Einfluß, daß es ihm gelingt, für Rafael eine Stelle unter den Offizieren des Königs auszuwirken. Von diesem Momente nun beginnt die eigentliche Handlung der Oper, deren Hauptpointe immer des Teufels Antheil an allem durch Rafael Gewonnenen bildet, was denn dem Dichter zu einigen höchst ergötzlichen Scenen, die der Neuheit der Idee wegen ganz besonders ansprechen, Veranlassung gegeben hat. Rafael versucht mit den Offizieren sein Glück im Würfelspiel, gewinnt und will vergnügt die 70 Dukaten einstreichen; da kommt der höchst unwillkommene Asmodeus und holt sich seine Hälfte. Später wird Rafael wegen Verletzung des Ceremoniells zu achttägigem Arrest verurtheilt; großmüthig bietet er seinem satanischen Helfershelfer die Hälfte der Zeit an. Höchst belustigend ist die Scene im dritten Akt zwischen Rafael und seiner Geliebten, Casilda, in welcher der Aermste zur größten Verzweiflung gebracht wird durch des Teufels Antheil, denn Casilda, von ihrem Bruder Carlo dazu bewogen, versichert, alle Liebkosungen Rafaels von der andern Seite noch einmal zu empfinden.

So viel von dem Sujet der Oper. Es ist nicht meine Absicht, den Lesern den ganzen Inhalt desselben mitzutheilen. Das würde den Genuß Derjenigen, welche der zweiten Vorstellung beizuwohnen beabsichtigen, beeinträchtigen heißen.

Ueber die Musik läßt sich nicht viel sagen. Sie bietet des Unerquicklichen, Gewöhnlichen viel, des Hübschen und Gelungenen verhältnißmäßig wenig. Schade, daß Auber den dankbaren Stoff nicht besser auszubeuten gewußt hat. Alle neuen Auber'schen Opern bringen nur schwache, kümmerliche Ueberreste einer einst glänzenden und fruchtbaren Periode. Sein Melodieenfond ist erschöpft. Wer hört aus diesen Klängen wohl den geistreichen Tonsetzer des „Maurer und Schlosser", des „Fra Diavolo" rc. heraus? Wo ist der Melodieenstrom, wo die Leichtigkeit und die Grazie, die reizende Gefälligkeit, welche den Komponisten einst so beliebt machte? Auber ruht auf seinen Lorbeeren, trotzt auf die Unverwelklichkeit derselben und — macht es sich bequem. Wenn er fortfährt, mit dieser Flüchtigkeit zu arbeiten, so

darf die musikalische Welt wohl schwerlich noch einem gediegenen Kunstwerke von ihm entgegensehen.

Die hübscheste Nummer der Oper, eine von den wenigen, die sich durch melodischen Fluß auszeichnen, ist Carlo's Romanze: „Schließ' Aeuglein wieder", eben die Melodie, welche den König so bezaubert und welche im Verlauf der Oper öfter wiederkehrt. Die vorhergehende Arie Carlo's, besonders von den Worten ab: „Doch nun fort, denk' an dein eigen Loos" ist recht belebt und macht einigen Effekt. Das Uebrige im ersten Akt ist schwach, und selbst das Schluß-Duett zwischen Carlo und Rafael, in welchem der Komponist alles Mögliche an Affektmitteln aufbietet, scheiterte an der Trivialität der Melodieen und vermochte sich bei der heutigen Aufführung nicht den geringsten Beifall zu verschaffen. — Im zweiten Akt ist Carlo's Lied: „Was ist Euch, Komtesse?" hervorzuheben, besonders der recht pikant und lebendig behandelte Mittelsatz: „Signora alamata." Von recht guter Wirkung ist in dem Quartett No. 9. die ohne Begleitung gesungene letzte Hälfte des Gebets: „Guter Gott der Gnade", während der Anfang des Stücks an nichts weniger als an einen frommen Herzenserguß erinnert. Im Finale des zweiten Akts tritt wieder die bereits erwähnte hübsche Melodie des Carlo aus dem ersten Akt vortheilhaft hervor. Eins der ersten Stücke, gewiß das glänzendste, ist Carlo's Arie im dritten Akt; auch das folgende Duett zwischen Rafael und Casilda, die ergötzlichste Scene in der ganzen Oper, ist musikalisch wirksam ausgeführt. Das letzte Finale ist im Ganzen ziemlich unerquicklich, aber das erwähnte Lied, das nun von Carlo und Casilda abwechselnd gesungen wird, macht wieder einen recht freundlichen Eindruck, und so schließt die Oper noch ziemlich befriedigend.

Das Publikum nahm den ersten Akt sehr lau auf, wurde aber in den folgenden Akten durch den vortrefflichen, ausdrucksvollen Gesang der Dem. Grünberg (Carlo Broschi), welche die Seele der ganzen Vorstellung war, wärmer und wärmer, und spendete der liebenswürdigen Künstlerin, deren Talent und anspruchslose Bescheidenheit sie zu Aller Liebling gemacht hat, den reichsten Beifall. Dem. Grünberg wurde am Schluß der Vorstellung einstimmig gerufen, eine Auszeichnung, die, so viel Mißbrauch sonst wohl damit getrieben zu werden pflegt, hier gewiß vollkommen gerechtfertigt war.

Die übrigen Partieen der Oper treten gegen die des Carlo mehr oder weniger in den Hintergrund. Am dankbarsten ist noch die des Rafael, welche von Hrn. Duban auch recht beifällig ausgeführt wurde. — Dem. Kirchner (Casilda) — nun, die Kritik mag auch einmal etwas galant sein — Dem. Kirchner — hatte vortreffliche Toilette gemacht. — Der Hofmeister Gil Vargas (Herr Bock) müßte bei aller Narrheit die spanische Grandezza etwas mehr hervortreten lassen. Die Partie des Königs (Herr Fritze) ist wenig bedeutend; die des Groß-Inquisitors Antonio (Hr. Geisheim) ganz unbedeutend. — Mad. Geisler repräsentirte die Königin mit Würde. Die Stimme der Mad. G., als Schauspielerin, gehört nicht vor das Forum der Opernkritik. — Die Chöre hatten sehr wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Markull.

Am 30. Januar. Die Brautschau, oder: Der Schmetterling. Original-Lustspiel in 5 Akten von Marsano. Hierauf: Die Schwaben in Ungarn. Komisches Ballet in 1 Akt von R. Fricke. Musik von Richard Genée.

Kajütenfracht.

— Die Erde dreht sich, der Mond dreht sich, die Sterne drehen sich, die Damen drehen sich beim Tanze, und die Wetterfahnen auf dem Dache drehen sich auch; es muß alles gedreht sein in der Welt, und diese Drehwuth kommt nun auch über die Zeitungen und hat sich sogar bis zum Danziger Intelligenz-Blatte die Bahn gebrochen. Nimmt man heutzutage das genannte Blatt in die Hand, und liest einige Annoncen, so stößt man alsobald auf verkehrt gedruckte Anzeigen, und sieht sich daher genöthigt, das Blatt umzudrehen, wenn man es anders der Mühe werth hält, alle die Verkehrtheiten flüchtig zu überlesen. Wozu nun aber diese Unbequemlichkeit für den Leser? Wahrscheinlich soll er dadurch auf eine solche Anzeige ganz besonders aufmerksam gemacht werden; aber es fragt sich sehr, ob der beabsichtigte Zweck auf solche Weise auch wirklich erreicht wird, und ob diejenigen, die das Drehen gerade nicht lieben, jene verkehrt gedruckten Anzeigen nicht vielleicht ganz und gar ungelesen lassen, und so der Absicht des Einsenders geradezu entgegen handeln, weil das Drehen ihnen nun einmal zuwider ist. Um aber doch unsern Lesern die Sache recht klar vor die Augen zu führen, wollen wir hier diese Bemerkung über jene neumodischen Zeitungs-Drehartikel auch einmal recht verdreht einrücken lassen, damit Jeder sich überzeugen könne wie die Sache eigentlich sich ausnimmt, und wünschen nur, wenn's denn doch einmal gedreht sein muß, daß das Glück den Lesern unsers Dampfbootes, daß sich auch manchmal nach dem Winde drehen muß, niemals den Rücken zudrehe, und daß alle die freundlichen Leser und holdseeligen Leserinnen beim Umdrehen dieses Artikels die Augen und Aeuglein nicht unwillig verdrehen mögen! —

— Nächsten Sonntag giebt Herr Professor Kloss sein zweites Abonnements-Concert in der Aula des Gymnasiums. Wir haben darauf früher schon hingewiesen und bemerken nur noch, daß diesesmal Musikstücke von Mendelssohn-Bartholdy, Beethoven, Franz Schubert und Lißt zur Aufführung kommen werden, und im zweiten Theil ein Hebräischer Psalm den historischen Vortrag des Herrn Kloss erläutern soll. Bei dem sehr zahlreichen Besuche der ersten dieser Unterhaltungen hielt es der Concertgeber für nöthig, diesmal das Orchester am entgegengesetzten Ende des Saales zu placiren, damit die in den

anstoßenden Saal führenden Thüren für das Publikum geöffnet werden können, und so die drückende, schwüle Atmosphäre weniger zu befürchten sei, als beim vorigen Male.

— Nur gar zu häufig wird man auf den Straßen von Bettelnden belästigt, die, trotz des polizeilichen Verbotes, fortwährend den Vorübergehenden sich mit der größten Zudringlichkeit in den Weg stellen, und ihre Mildthätigkeit in Anspruch nehmen. So lange diesen Personen von mitleidigen Seelen gegeben wird, so lange wird auch dieser Unfug niemals ein Ende nehmen, denn ohne Mithülfe des Bürgers kann hier die Polizeibehörde ihren Zweck unmöglich erreichen. Wüßten jene Bettler einmal, daß sie nichts mehr bekämen, so würden sie ihr Geschäft wohl schon von selbst aufgeben, und dem alten Uebel wäre mit einem Male abgeholfen. Es ist hier derselbe Fall, wie bei dem Einsammeln von Neujahrsgeschenken aller Art, denn auch dieses Einsammeln, worüber schon so viele Beschwerden einliefen, ist polizeilich verpönt, und würde Niemand mehr etwas geben, so blieben auch die Einsammler gewiß aus, und schon nach wenigen Jahren würden jene Neujahrsspenden ganz und gar vergessen sein. Angenehm sind diese Mißbräuche gewiß Niemanden, darum wäre es endlich einmal an der Zeit, die Maaßregeln der Behörden, durch bestimmte Verweigerung aller und jeder Geschenke obiger Art, kräftig zu unterstützen, und auf diese Weise ein Uebel auszurotten, dessen Vorhandensein sogar schädlich auf die Moralität der niedrigeren Volksklasse einwirkt, indem die Meisten, wo es nur einigermaaßen thunlich ist, das Betteln und Nichtsthun dem Arbeiten vorziehen, und so zu Dieben und Gaunern sich heranbilden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck und Verlag von **Fr. Sam. Gerhard** in **Danzig.**